

2) Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Neuter blickte über die Halle hin, die von seinem erhöhten Platz aus einem eleganten Vergnügungsort, einem Privat-Tivoli oder einem Gartenfest glich. Der Vordergrund war von hier aus ein farbenreiches Muster von großen Schildern und Reklameanzeigen, künstlerischen Plakaten, Fahrplänen und endlosen, mit Reisebroschüren angefüllten Tischen. Zwischen den großen, messingumrahmten Spiegelglastüren sah man zwischen künstlerischen Photographien Detailmodelle von Lokomotiven, Schlaf- und Salonwagen, ganzezüge von Pullman- oder Wagnervaggone, und unter ihren Glaskästen die tadellos ausgeführten kleinen Fahrzeuge der Rekordrenner des Atlantischen Ozeans. Darüber breiteten sich die Vogenblätter der Palmen, und unter Glasgloden glühte die ganze Obst- und Landesproduktenskala des Bestens in den Farben des Safran, des Mais, der Bananen und Orangen, der Tomaten und irisblauen Trauben.

Am grellsten hob sich von dem gesprenkelten Marmor das Emblem der Kennonlinie ab, der smaragdgrüne, fünfzackige Stern auf dem Rubingrund der doppelzüngigen Flagge. Der Spekulant fasste einen Entschluss.

Im Kontor der großen Dampferlinie, einem unendlich langen und schmalen Raum, der einem riesigen, an beiden Enden mit Glas geschlossenen Observatoriumstabus glich, nahte für heute die Zeit des Aufbruchs. Die jetzt von Sturmrolläden bedeckte Fassade nach der Clark Street hinaus lag im Dunkeln, aber in dem großen Schaufenster, in dem Modelle und Karten den täglichen Stand jedes Schiffes um die ganze Erdkugel wiedergaben, spiegelten sich die Reflexe der langen Reihe von elektrischen Kronleuchtern. Selbst die Glastür links vom Fenster zeigte ein paar vertikale Lichtkegel, und der Mosaikfußboden vor dem langen Kontortisch gab melancholisch wie bleiche und zerrissene Monde dieselben Lichtquellen wieder.

Die Ähnlichkeit des Raumes mit einem Fernrohr ward noch ganz besonders verstärkt dadurch, daß er sich abteilungsweise erweiterte — vermutlich hatte man ehemalige Zimmerwände weggenommen —, und zwar gegen den Vordergrund der Hotelhalle zu. Man hätte glauben können, das Ganze müßte sich tatsächlich Stück für Stück, Raum um Raum ineinander zusammenschieben lassen. Man hatte sich diese Abstufung praktisch zunutze gemacht, indem man die verschiedenen Abteilungen mit der Einteilung des Geschäfts in drei Klassen in Einklang gebracht hatte. So hatte der Hauptchef der Passagierabteilung, Mr. S. Tenny Ranch, seinen Sitz zunächst dem Haupteingang. Darauf folgte der Raum der ersten Klasse. Weiter die zweite Klasse, dritte Klasse kurz und bündig. Es folgten hierauf die Buchführungsabteilung, die Kassen und Bläse der Boys, und zuletzt die wichtigste und größte Abteilung, diejenige, welche in einer Riesenerwaltung die wenigst glänzende und am meisten einträgliche ist: die Frachtabteilung und die sich bis zur Wand der Hofraumhalle erstreckte, wo sie das andere Ende des Fernrohrs, die Basis, mit einem großen Fenster und einer Glastür, den Gegenständen zur äußeren Fassade, abschloß. Jede Abteilung hatte ihren Kontorchef, ihre Schreiber, Stenographinnen und Laufjungen, und war von den anderen durch elegante Schranken getrennt, deren künstlerisch geschnitzte Schwingen unaußhörlich in Bewegung waren. Außerdem war da ein ganzes Keller- oder Untergrundstockwerk, das sich der Länge nach unter dem Fernrohrkontor hinzog und durch Wendeltreppen und einen Aufzug damit verbunden war. Da unten befanden sich außer dem Kassengewölbe und verschiedenen Magazinen ein Frühstückszimmer nebst Toiletten und ein paar Bulte für ein halb Duzend armer Lebewesen, die gleich lichtscheuen Ratten mit weißen Gesichtern und roten Augen eine ertötende Nagearbeit verrichteten, die darin bestand, die Millionen von Billetts, Blanketts, Zirkularen, Laufzetteln, Gebührentafeln, Listen aller Art und tausend andere Karten, Zettel und Kartons, die die westliche Agentur des Riesenerbetriebes verbrauchte, herbeizuschaffen und zu überblicken. Endlich wurden auch, über einen Hintereingang, als sollten sie

zu einer geheimen Inquisition geführt werden, alle Einwanderer gebracht, die anlangten oder weiterreisen oder wieder zurückkehrten; denn sie wurden in dem demokratischen Land nicht für würdig — oder vielleicht nicht für ganz ungefährlich genug befunden, um in Freiheit vorgeführt zu werden.

In diesem großen Kontor herrschte am Tage des Schneesturms eine seltsame Aufregung. Es war nicht nur die gewöhnliche Geschäftsnervosität — denn diese ist immerhin in ein System gebracht und geht gegebene Bahnen —, sondern es gefellte sich dazu eine merkwürdige Stimmung von Unsicherheit, ein Drud, genau wie der vor dem Orkan. Das Instrument schwingt warnend die Nadeln, das Barometer zeigt eine Katastrophe an; aber niemand vermag noch den Umfang zu ahnen. Sogar wenn die Eruption stattfindet, vermögen die Seismographen nicht anzugeben, wo der Unglücksort liegt. Ebenso war es hier: man spürte es in der Luft, daß etwas geschehen würde, man mußte auch bestimmen, daß schon etwas geschehen war; aber ob in London, Liverpool oder New York? Privatdepeschen hatten längst einen Regierungswechsel vorausgesagt, man sprach von Konsolidierungen, von Trusts, von Entlassungen aller Art, von Wechsel, Einziehung und Neubestellungen. Aber außer diesem Etwas, das gleich einer fernen Wolke dalag und schattete — mehr im Bewußtsein als in der Wirklichkeit —, war es die Hitze der Konkurrenz, die brannte. Die große Weihnachtsflotte nach den alten Ländern sollte bald abgehen, nach England, Schottland, Irland; nach Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland. Da galt es diesmal, einen Ausschlag vorweisen zu können in der Weihnachtsflut; alles mußte eingefangen werden noch neben dem wichtigen Norden — Italiener, Böhmen, Poladen, jeder beliebige Auswurf; denn hier hieß es einzig nach Stückzahl rechnen. Die Cunardlinie hatte neulich zwei Riesendampfer herausgebracht, die bereits den Geschwindigkeitsrekord mit fast fünfundvierzig Minuten von Queenstown nach Sandy Hook machten, und man hatte alle nur mögliche Ursache, zu vermuten, daß die zwei Schiffe den Löwenanteil am Menschenmarkt erbeuten würden. Allerdings baute die Linie bei Harlan u. Wolff in Belfast ein ganz einzig dastehendes riesenhaftes Fahrzeug, das bestimmt dereinst den Cunardrekord mit einer Stunde schlagen würde; aber was nützte das jetzt? Die viertausend Unteragenten des Westens, die alle unter dem Chicagoer Kontor arbeiteten, empfingen täglich Rabattinstruktionen, gesetzliche und ungesetzliche, erlaubte und unerlaubte, und im Osten liefen phantastische Rapporte ein, die von Land- oder vielmehr Menschengewinnungen berichteten. In der Frachtabteilung spannten sich die Gehirne zu einem höheren Kampf an, der teilweise leichter war, da die Linie, die mit der Castle-, Bibby-, Oriental- und Wilsonlinie assoziiert war, tatsächlich die größte Frachtflotte der Welt besaß. Hier wurde der gerichtlich vorausgesagte Weizencoup ausgerechnet und vermitteltst Korrespondenz diskutiert. Alles war streng privat, „unter vier Augen“, eine Mischung von Detektiv- und Weichtatervertrauen. Kam ein Corner zustande, so verschlugen alle Schiffe der Welt nicht zur Ausfuhr nach Osten; die kostbare Ware, das Brot, die Nahrung, würde in Elevatoren und Tausenden von Lastwagen verfaulen, die auf dem Weg zu den Küstenhäfen wegen Mangel an Frachthoopen liegen bleiben mußten. Aber auch schon ein teilweiser, bloß angefangener Corner, ein Versuch, mußte die Frachtpreise, ebenso wie die der Ware, zu schwindelnden Höhen steigern.

Die Uhr hatte sechs geschlagen. Das Geräusch der Maschinen und Federn, der Papiere und des Geflüsters ward zu einem langgezogenen hm-hm-hm-hm-hm-hm, und mitten in diesem Besumme und Geburme öffnete sich die hintere Tür und im Rechteck des Rahmens zeigte sich Mr. Neuters athletische Gestalt. Für den Bruchteil einer Sekunde, für ein Nichts lang konnte man glauben, es würde still im ganzen Kontor; aber so rasch klirrte, klapperte, klingelte und lausete alles wieder weiter, daß noch der Luftzug von der Tür her das stumme Atemholen des Moments verschlang, und oben vom Passagierdächler aus bemerkte man nichts anderes als die ehrerbietige Halbverbeugung des jungen Frachtbuchhalters Bendel.

Der Frachtagent Mr. S. D. Roth, ein ganz junger Mann

mit seinen, sympathischen, semitischen Zügen und einem Paar schwermütiger Augen, die jedoch jederzeit eine Härte annehmen konnten, sah mißde zurückgelehnt in seinem Drehstuhl. Eine erloschene Zigarre hing in dem einen Mundwinkel, und er starrte geistesabwesend auf ein Chiffretelegramm, während die Geheimchrift der Linie aufgeschlagen auf seinen Knien lag. Reuters zugleich kaltes und gutmütiges Antlitz — eine Art Napoleonantlitz, mit einem vierkantigen, starken Verbrecherkiefer — verzog sich zu einem Lächeln, und zwar in der Weise, daß von den Nasenflügeln zwei Paranthezzeichen ausgingen, aber keine runden, sondern solche, die man in der Sebersprache Klammern nennt und die sich unter den Mundwinkeln an der Biegung des Kinns schließen oder zusammenschoben. Alles war rechtwinklig und viereckig an diesem Manne äußerlich — sogar sein Lächeln.

— Hallo, Noth! grüßte er, und der Frachtagent hob den Kopf. Inwendig fuhr er zusammen, aber er ließ sich nichts anmerken.

Er erwiderte den Gruß freundlich, gleichmütig:

— Hallo, alter Stier!

Diese scheinbar höchst unpassende und naseweise Anredeform dem mächtigsten Geschäftsmann und Millionär des kommenden Augenblicks gegenüber war dennoch für den Eingeweihten völlig korrekt und gerade jetzt ganz an ihrem Platze. Sie war eigentlich eine brutale, aber keineswegs frivole Schmeichelei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Goldammer.

Von Svend Pleuron.

Niemals zwischert die Goldammer so wehmütig, wie an einem Regentage im Herbst.

Wenn er andrückt, der mit Sehnsucht erwartete Morgen, wo das Getreide in voller Reife steht und bloß darauf wartet, in Schwaden gelegt zu werden — wenn der Bauer sich mit seinen Tagelöhnern verabredet und für einige Wochen ein paar von den verzweifeltsten Existenzen, die in der Herbstzeit von Hof zu Hof ziehen, in seinen Diensten genommen hat — wenn vorgemäht worden ist für die Garbenbindemaschine, die Bierfässer gefüllt sind und die Speisekammer mit Schladwürst und Rummelkäse frisch versehen ist — wenn der Rotherr am frühesten auf den Weinen und Sülner als gewöhnlich über den Hofplatz zum Stallflügel schlendert, um den Tieren ein ordentliches Kernfutter zu geben, und dabei in die Häute spuckt, zum sichtbaren Beweise seiner aufgesparten Arbeitslust — und wenn es dann still, langsam und anhaltend vom bleisüßigen Himmel herniederzurieselnen beginnt, als neues Vorzeichen eines Landregens für die zweite Augustwoche, dann ist der rechte Resonanzboden geschaffen für die selbstame Wehmüt in den zarten Tönen der Goldammer, dann erst findet dieser Vogel Gehör für seinen einfachen kleinen Gesang.

Ein selbstherrliches Geschöpf ist die Goldammer — ein genügsamer Vurich, der sich nur zur Winterszeit, wenn die Umstände ihn zwingen, dazu bewegen läßt, Umgang mit der feinern Gesellschaft zu suchen — ein einsamer Sänger, der da zu Hause ist, wo der Wind ihm frei seine düstere Begleitung gewähren kann.

Auf dem öden Steinplatz, zwischen unfruchtbaren Hügeln von grauen Feldsteinen, zwischen Schotterhaufen und Pfannenstein klappt die Goldammer umher; auf der offenen Landstraße in den spärlichen Bäumen, deren zerfaserte Kronen sich resigniert zueinander neigen, strebt sie nach dem Gipfel hin — und man trifft sie auf der äußersten Spitze eines wellen Zweiges, wo sie sich schaukelt und wiegt, in turmgelohrenen Schlehensbüschen sowohl an der Grenzscheide des Auenfeldes wie auch an unseren Waldbrändern.

An den langbogigen Telegraphendrähten von unwachsenen Eisenbahnlitern klammert sich der Vogel gerne fest; er hält sich im Gleichgewicht mit Hilfe des langen Schwanzes, der, leicht ausgebreitet wie ein halbgeöffneter Fächer, unaufhörlich im Winde schlägt, auf und nieder — oder er setzt sich auf die windgeschützte Seite der aus Reijern geflochtenen Garteneinfriedigung des einsamen Dedlandgehöfts, mit der Aussicht auf ein sandiges Kartoffelfeld und ein düstereiches Stück kurzstengeligen Hafers.

Der Steinklopfer, der den lieben langen Tag hinter seinem schräggestellten Strohschirm auf den Plinthein losschlägt, daß es prasselt, auf den Granit, daß er seine bläulichen Funken speit, er sieht wohl so manches Mal, wenn's auf Feierabend zugeht, die Goldammer singend auf dem Gipfel der Mäster sitzen — und er läßt die mit Lächeln ungewidelten Hände schlaff in den Schoß sinken, redt sich auf seinem Sitz mit gedehnten Schnauben und lauscht dem Vogel; wie schön glüht das golddurchwirkte Federkleid in der untergehenden Sonne, die durch zerrissene Wolkenschichten hervorsimmert!

Zwittewittewitte — wiii!

Nur eine Reihe gleichlautender, klar klingender Töne, die zum Schluß in ein weiches Zittern übergehen, das langsam in die Luft hinschmilzt wie das ersterbende Beben der feierlichen Gebetsschläge von der Glocke der Dorfkirche.

Zwittewittewitte — wiii:

Der Tag und der Weg, nur der Weg und der Tag — doch nie die kleinste Krume vom Festgelag!

Dieses Abendlied kennt der Steinklopfer.

Und der Bearbeiter, dessen Naß an Graben entlang selten pünktlich zur richtigen Zeit geschieht, der vielmehr aus Rücksicht auf die benachbarten Aeder hier und da hinaus muß, um das Unkraut zu lappen, ehe es Samen ansetzt, trifft oft auf ein Nest, das aus sonnenverblühten Halmen wie ein Körbchen geflochten ist und auf dem Grabenhang durch die Stengel des wilden Kerbels festgehalten wird, die bei der Arbeit als Stützpfiler gedient haben; Schutz vor dem Regen bietet dem Nestlein das stutende Gras oder der mächtige Familienregenschirm des Klettenblatts.

Ja, auch der Wegmann kennt den Vogel — er kann nicht anders:

Zust wenn die Arme im Schwünge gestreckt sind, die Sichel nach hinten, und wenn die ungleichmäßig abgenutzte Klinge singend die Schwaden nimmt, so kann es geschehen, daß vor der Spitze seines spitzigen Holzschuhes ein Vogel aufstarrt und verwirrt dabonsliegt. Jäh hält er im Schlage inne, läßt die Sichel ruhen — und mit der Linken vorsichtig das Gras zerteilend, sieht er da vor sich vier, fünf gelbgeränderte Schnäbel, die, ohne zu muskeln und doch so vernehmbar, nach Futter schreien.

Für keine Forderung hat der Mann aus dem Volke ein schärferes Gehör! Sie erinnert ihn ja nur an eine alltägliche Szene von daheim:

„... Brot muß herbeigeschafft werden, Fett und ein wenig Salz. Und doch ist das Essen nicht mal das Schlimmste, Herr Pastor. . . . Nein, an den Kleidern fehlt's, wenn der liebe Gott einen nun mal mit einer großen Kinderfahrgesegnet hat.“

Den Hirschen hier im Grase fällt es gewiß leichter!

Und während der Wegmann so schaut und daran denkt, daß sein Größter zu Hause ja bald „stehen“ wird, sieht er die Goldammer sich unruhig nähern. Gelb ist sie am Vorderleib — sonst gleicht sie einem unansehnlichen Sperling.

Aber der Jäger vor allem hat gelernt, die Goldammer zu schätzen, wenn er sich an späten Herbsttagen, müde von der Hühnerjagd, die sich ihrem Ende zuneigt, auf den Grenzwall wirft, um den Lehm von den Stiefeln zu kratzen und eine Weile auszuruhen. Hintenüber gelehnt, die Hände tief in den Taschen, sieht er den Sprühregen einrieseln — — und wenn er dann plötzlich, steif, kalt und schwer, die Augen aufschlägt, sitzt die Goldammer zwitternd auf der Weide über seinem Kopfe — der einzige Vogel, der in der Schlaftrigkeit des Novembertags den Schnabel aufstun mag.

Nun hat er etwas mit nach Hause zu nehmen!

Der Steinklopfer, der Wegmann, der Jäger — und auch der Eisenbahnkondukteur aus der alten Zeit, der sich, während der Zug dahinsauft und sich in den Wind einhüllt, an der Seite vorwärts arbeitete von Coupé zu Coupé . . . ja, auch der Kondukteur kann, trotz dem Polieren des Zuges, in einem jagenden Moment einen Eindruck von dem kleinen Sänger bekommen und sich verleiten lassen, ihm mit den Augen zu folgen, wenn er, in die Flucht geschickt durch den eilenden Zug, die Flügel ausbreitet und steigt und steigt, bis er endlich vom Winde fortgesogen wird über den dröhnenden Waggons.

Im Dedlandgehöft dagegen schenkt der Goldammer niemand Beachtung. Hier gibt es für genug zu sorgen. Der Boden ist widerspenstig und die Gesindevhältnisse sind schwierig. Zwei schwierige Hände auf dem Felde und zwei gekrümmte Hände im Hause tun ihre Pflicht. Und doch stellt sich ein Jahr übers andere der Hustlath ein, wie der Staub in den Winkeln fällt; die Hypothekenzinsen müssen bezahlt, Steuern und Abgaben entrichtet werden; man muß etwas daran wenden für neue Gerätschaften und für ein wenig mehr Bestand . . . und dann soll man ja auch leben . . .

„Mit den Kleidern, Herr Pastor, mag es sein, wie es will!“

An eine solche Stelle paßt die Goldammer eigentlich gut; hier ist sie die zarte Poesie inmitten der Prosa des Arbeitstags — eine Poesie, nach der niemanden verlangt, und die von keinem beachtet wird.

Aber eines Morgens im Herbst — an dem Morgen, dem man mit Sehnsucht entgegengesehen hat, weil das Korn jetzt so reif ist, wie's werden kann — geht der Mann leichtfüßiger als gewöhnlich über den Hofplatz zum Stallflügel hin, um den Tieren ein ordentliches Kernfutter zu geben. Eine Nähmaschine ziemlich alten Modells ist für eine Woche gemietet worden, zwei halberwachsene Jungen haben versprochen zu helfen, die Bierfässer sind gefüllt und das Vorkleidelein der Geiß ist geschlachtet — nun soll's an die Arbeit geh'n!

Da beginnt, beim Morgenimbis, der Landregen vom bleiernem Himmel herabzufidern, langsam und still macht er sich an seine Arbeit — Ausdauer versprechend.

Kein Erntewetter gestern, keins heute und wohl auch keins morgen — nur Regen, der ins Getreide rieselt, ins Gras fidert und auf die Rübenblätter trommelt!

Da trällert die Goldammer inniger als je zuvor ihre wehmütige Strophe — der einzige Vogel, der in all der Hoffnungslosigkeit den Schnabel aufzusperrn wagt. Den Millionen Tropfen zum Trost fährt sie fort und fort. Ein kleiner Sänger antwortet dem andern und bald ist es, als wäre die ganze ertrinkende Frucht der Felder von einem Trauerchoral umspannt.

Zwittewittewitte—wiii! Zwittewittewitte—wiii!

Langgedehnt, traurig, unendlich bekümmert — gebrochen wie die Strophe des Volksliedes.

Dem Gesang der Goldammer gleicht die innerste Stimmung der Herbstzeit. (Deutsch von G. Kih.)

Georg Büchners Tod.

Von Hertwegh.

Der Mörder Tod schlich nächtlich sich ins Haus,
Der rohe Knecht zerbrach die zarte Schale
Und goß den hellen Geist als Opfer aus.
Mein Büchner tot! Ihr habt mein Herz begraben!
Mein Büchner tot, als seine Hand schon offen,
Und als ein Volk schon harrete der Gaben,
Da ward der Fürst von jähem Schlag getroffen!
Der Jugend fehlt ein Führer in die Schlacht,
Um einen Frühling ist die Welt gebracht;
Die Glöde, die im Sturm so rein geklungen,
Ist, da sie Frühling läuten wollt, zerprungen.
Wer weint mit mir? — Nein, ihr begreift es nicht,
Wie zehnfach stets das Herz des Dichters bricht,
Wie blutend, gleich der Sonne, nur sich reiht
Von dieser Erde — stets ein Dichtergeist;
Wie immer, wo er von dem Leib sich löste,
Sein eig'ner Schmerz beim Scheiden war der größte.
Ein Szepter kann man ruhig fallen sehen,
Wenn einmal nur die Hand mit ihm gewieft,
Von einem Weibe kann man lächelnd gehen,
Wenn man's nur einmal in den Armen hielt;
Der Todesstunde Qual sind jene Schemen,
Die wir mit uns in unsere Gräbe nehmen,
Der Geister, die am Sterbebette stehen,
Und uns um Leben und Gestaltung sehen,
Die schon die junge Morgenröte wittern,
Und ihrem Werden hang entgegenzittern,
Des Dichters Qual, die ungeborene Welt,
Der Keim, der mit der reifen Garbe fällt . . .
Ich will euch an ein Dichterlager bringen:
Sehn mit dem Tod ihn um die Zukunft ringen,
Seht seines Auges letzten Fieberstrahl,
Seht, wie es trunken in die Leere schaut
Und drein noch sterbend Paradiese baut!
Die Hand zuckt nach der Stirne noch einmal,
Das Herz pocht milder an die schwachen Rippen,
Das Zauberwort schwebt auf den blaffen Lippen —
Noch ein Geheimnis möcht' er uns entdecken,
Den letzten, größten Traum ins Dasein wecken. —
O Herr des Himmels, sei ihm jetzt nicht taub!
Noch eine Stunde gönnt' ihm, o Geschick,
Verlöbte uns nicht des Propheten Blick!
Umsonst — es bricht die müde Brust in Staub,
Und mit ihr wieder eine Freiheitsstute;
Aufs stille Herz fällt die gelähmte Hand,
Daß sie im Tod noch vor der Welt es schütze!
Und die so reich vor seinem Geiste stand,
Er darf die Zukunft nicht zur Blüte treiben,
Und seine Träume müssen Träume bleiben,
Ein unvollendet Lied sinkt er ins Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab.

Georg Büchner.

1813 — 17. Oktober — 1913.

An Dichtern wie Georg Büchner erweist sich die ganze Hoheit des Wortes, daß die Wörter jung sterben lassen, wenn sie lieb haben. Denn wer überschaut, was dieser früh und jäh Geschiedene hinterlassen hat, dem drängt sich stets die wehmütige Frage auf, was der Dichter noch hätte schaffen können, wenn die Parze später seinen Lebensfaden durchschnitten. So kam sein Wesen und sein Werk nicht zur Reife und Vollendung, und wie sein Leben ein Fragment, so ist auch sein Schaffen ein Torso. Aber mag keine von den Schöpfungen Büchners in das lebendige Bewußtsein des Volkes übergegangen sein, mag keiner seiner Sätze, keines seiner Worte wie kleine Münze von Hand zu Hand rollen, mag er vielen nur ein Schatten sein, umerspüht in den Kataomben der Literaturgeschichte, den sozialistisch gestimmten Massen steht er doch näher als mancher Poet, der Stufe um Stufe emporsteigen durfte bis zum Gipfel seines Lebens und Schaffens. Den Dichter der Revolution grüßt allezeit die Partei der Revolution!

Denn dieser Lorbeer, ein Dichter der Revolution und mehr: ein erster Sturmrufer der deutschen Revolution zu sein, wird sich immer um Büchners Schläfe ranken. Dem Geburtsdatum nach war er ein Sonntagskind, der just an jenem 17. Oktober 1813 zur Welt kam, und zwar in dem bei Darmstadt gelegenen Dörfchen Goddelau, als sich bei Leipzig das Schicksal Napoleons entschied. Büchners Kindheit und Jugend — und mitten in der Jugend brach dieses Leben schon ab! — fiel denn in eine Zeit, der die bei Leipzig siegreiche Gegenrevolution allenthalben

ihren trüben Stempel aufdrückte. Die Zeit der heiligen Allianz war es, der Karlsbader Beschlüsse, der Demagogenjagd, der Verfolgung der Burschenschaften, der brutalen Unterdrückung jedes Hauchs von irgendwie fortschrittlichem Geist — eine dumpfe, träge, verstopfte und verhödte Zeit, in deren Schwüle nur wie ein jäher Blitz das Funkeln des Dolches brach, den der Studiosus Sand dem russischen Spigel und deutschen Komödientheater Kozebue in die Brust ramte. Auch auf des jungen Büchners Umgebung lastete harter Druck. In seinem engeren Vaterlande, dem Großherzogtum Hessen, einer napoleonischen Schöpfung, tobte sich unter Ludwig I., den der Franzosenkaiser einst höhnisch als „Monieur de Darmstadt“ behandelt hatte, die ganze blutsaugerische Willkür eines jubaltären Beamtentums aus, das jouverän war, weil hier, wie anderwärts auch, der Potental sein Versassungsversprechen vergesien hatte. Auch Georgs Vater, der als Militärarzt den französischen Adlern durch halb Europa gefolgt war und bald nach der Geburt seines Sohnes als Regierungsrat nach Darmstadt versetzt wurde, war, im Gegenlag zu seiner sanftern, gütigen und gebildeten Gattin Karoline ein verbissener Haus tyrann und ein zäher Reaktionär, der alle liberalen Bestrebungen wie die Pest haßte. Auch die acht Jahre, die Georg Büchner auf den Bänken des Darmstädter Gymnasiums saß, empfand er, wenn schon er meist der erste der Klasse war, als unerträglichem Druck, denn „ein Düngerhaufen toter Gelehrsamkeit“ wurde ihm hier als „das allein würdige Ziel menschlichen Strebens“ hingestellt. Sein ganzes Wesen aber trieb ihn mit Ungestüm zum Erfassen des wirklichen Lebens: „Lebendiges!“ schrieb er mit Miesebuchstaben in ein Schulheft, „Was nützt der tote Kram!“ Da schon des Gymnasialen Seele schwärmerisch wie ein Altarfeuer für die Freiheit brannte, ward er in seinem letzten Schuljahre um und ungerührt durch die hadische Julirevolution, die wie ein frischer Sturmwind in die dicke Luft Deutschlands hineinblies. Erfüllt mit radikalen Anschauungen, erwartungsvoll gestimmt auf den Tag, da der Trommelwirbel der Revolution durch die Gassen rollte, aber zugleich entschlossen, zu wirken, wohin ihn immer das Leben stellte, lehrte er 1831 der Schule den Rücken, um in Strassburg Zoologie und Anatomie zu studieren.

Kein größerer Gegenlag als die tote heissische Residenz an der Darm und die französische Univeritätsstadt am Rhein, die voller geschichtlicher Erinnerungen und voll unmittelbaren Lebens steckte. Denn ähnlich wie Paris war Strassburg für die deutschen Liberalen ein Mecca der Freiheit. Wenn auf der rechten Seite des Rheins im Zeichen der Demagogenjagd der Boden unter den Füßen brannte, fand sich in Strassburg ein, und die Schildwache auf der Rheinbrücke bei Kehl konnte es nicht hindern, daß von Strassburg aus revolutionäre Flugschriften und revolutionäre Gedanken nach den deutschen Gauen hinüberflatterten. Büchner aber schloß sich nicht den rein französischen Kreisen an, sondern im Schoß der elsässischen Pfarrersfamilie Jacobi, deren Tochter Minna er bald als Braut gewinnen sollte, fand er deutsche Art und die Pflege deutscher Literatur vor. Nicht als ob diese Elsässer deshalb schlechte Franzosen gewesen wären, denn sie dachten alle wie der Pfarrer Stöber, mit dessen beiden wissenschaftlich und dichterisch interessierten Söhnen Büchner in nahe Beziehungen trat: „Das Herz französisch, der Kopf deutsch!“ Auch mit den Gedankengängen des utopischen Sozialisten Saint-Simon wurde Büchner in Strassburg bekannt, aber er lehnte seine Lehre ab, weil ihm die Verwirklichung seiner Ziele allzu sehr im Nebelhatten zu verschwimmen schien. Denn schon der Strassburger Student war mit einer unheimlichen Schärfe und Klarheit des Blicks begabt. Zwar hatte er nicht und konnte er noch nicht haben einen Einblick in den Entwicklungsgang der Geschichte, die ihm vielmehr noch als ein wüdes Chaos und buntes Durcheinander erschien, aber während ein Saint-Simon zeitweilen auf den Millionär harnte, der die Menschheit in der von ihm ausgehenden Zukunfts-gesellschaft einquartieren würde, während die deutschen Liberalen voller Liebe, Glaube und Hoffnung von der Einsicht der Gebildeten und der Verbreitung politischer Bildung alles Heil erwarteten, erkannte Georg Büchner, daß nur der Appell an die Massen zum Ziele führen könne. „Wenn in unserer Zeit“, schrieb er an die Eltern, „etwas helfen soll, so ist es Gewalt!“ und immer wieder unterfährte er, „daß nur das notwendige Bedürfnis der großen Massen Umänderungen herbeiführen kann, daß alles Bewegen und Schreien des einzelnen vergebliches Lorenzwerk ist“. Aber nicht minder klar erkannte er die Verblendung derer, die „in den Deutschen ein zum Kampf für sein Recht bereitete Volk sehen“ und haite deshalb für Knabenstreichle wie den Frankfurter Wachssturm nur ein Achselzuden.

Das aber trug auch den Zwiespalt und die Problematik in sein Wesen hinein: daß er die Mittel kannte, die aus der deutschen Misere heranzuhalfen, und doch wußte, daß sie mit den so wenig entwickelten Massen in Deutschland nicht anwendbar waren. Als er nach zwei Strassburger Jahren die heissische Landesuniversität Gießen bezog, warf ihn dieser Zwiespalt in körperliche und geistige Krisen. Ließ Gießen sich auch bei weitem nicht mit dem sprudelnden Leben Strassburgs vergleichen, so galt seine Universtität doch als ein Herd des weisidentischen Radikalismus. Nicht nur der zahme Welcker hatte hier gelehrt, sondern auch der libe Follen war von hier ausgegangen. Doch wenn sich auch alles in Büchner dagegen aufbäumte, „ein Knecht mit Knechten zu sein, einem vermoderten Fürstengeschlecht und einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus

zu gefallen", so hielt er sich doch von den Bestrebungen der radikalsten Studenten fern, weil sie ihm allzu kindisch dünkten. Sein Plan war nach wie vor: die Massen aufzurütteln, und da der Latendrang in ihm brannte, so verschob er sich selbst diesem Marblikenden die Maße der Wirklichkeit: da er in eine allgemeine Verschwörung der radikalen und liberalen Elemente eingeweiht ward, wählte er die Möglichkeit vorhan, die Massen aufzurütteln und schlug in die Hand der Verschwörer ein. Ihr geistiger Leiter war der Korrektor Weidig in Buzbach, den später die heftige Reaktion im Kerker grausam zu Tode solterte und dem in seinem Verwandten Wilhelm Liebmacht ein Rächer entstand. Mit Weidig hielt Büchner engen Zusammenhalt und in seinem Sinn, wenn auch nicht zu seinem Gefallen, verkaufte er 1834 den „Heftischen Landboten“, der die Bauern gegen die absolutistisch-feudale Gewalt-herrschaft in Hessen auf die Beine bringen sollte. Durch Einfügung von Bibelstellen und allgemeinen Salbadereien verwässerte Weidig dieses erste der modernen politischen Flugblätter, dessen Vorzug es gerade war, frei zu sein von salbadernden Allgemeinheiten. Unerhört für die Zeit war das anklagende Pathos, unerhört die aufstürmende Wucht des „Heftischen Landboten“, der den Heerban der Hungern den aufbot gegen die Satten in und dem es, unter geschickter Verwendung von Zahlenmaterial, etwa hieß: „700 000 Menschen be-zahlen dafür 6 Millionen, d. h. sie werden dafür zu Adergäulen und Pfugstieren gemacht, damit sie in Ordnung leben. In Ordnung leben heißt hungern und geschunden werden. . . Die Gultzig ist in Deutschland seit Jahrhunderten die Hure der deutschen Fürsten. . . Für jene 900 000 Gulden müssen eure Söhne den Tyrannen schwören und Wache halten an ihren Palästen. Mit ihren Trommeln übertönen sie eure Seufzer, mit ihren Kolben zerschmettern sie euch den Schädel, wenn ihr zu denken wagt, daß ihr freie Menschen seid. Sie sind die gesetzlichen Mörder, welche die gesetzlichen Räuber schätzen.“ Aber ob es gleich wie Sturmgeläut aus den Sägen dieser Flugchrift herauslörnte, die heftischen Bauern hatten keine Ohren zu hören und übergaben den „Landboten“, wo sie ihn fanden, dem Herrn Amtmann und dem Herrn Gendarmen. Da außerdem ein Verräter unter den Verschworenen sein lichtsches Handwerk trieb, lehrte Büchner, ein stark Verdächtiger schon, zunächst ins elterliche Haus nach Darmstadt zurück.

In wenigen Tagen schrieb er hier, während vor seinem Fenster die Schatten der Hächer auf- und abhüschten, sein Drama „Dantons Tod“ nieder, ein Stück von gewaltiger und be-zwingender Wucht, in dessen heftigen Szenen hart und heiß der Fieberpuls der Schredensherrschaft schlug. Wie Schiller seine „Mäuber“, so hatte Büchner seinen „Danton“ erlebt, und es sollte mehr als eine beliebige Tragödie sein: ein lebendiges Stück Revolution war es, eine Dichtung gewordene Tat! Wochte Stephis und Jhuismus in diesem Drama noch so oft durchbrechen, die Liebe zur Revolution loderte doch wie eine helle Flamme aus dem Stück hervor, das sich als Muster eines kühnen Realismus gab und Menschen und Dinge formte, wie sie waren, ohne Schminke, ohne Schönheitspflasterchen, ohne Heiligenschein! Das ist das große poetische Verdienst Büchners, daß er als der bedeutendste Vorläufer des modernen Realismus angeprochen werden darf. Als er „Dantons Tod“ an Gogolow geschickt hatte und, da ihm die Schergen schon dicht auf den Fersen waren, wieder nach Straßburg geeilt war, lieferte er in seinem Novellenfragment „Lenz“ eine weitere Probe dieses Realismus, denn hier ging er den Gedanken-gängen des in Jersum fallenden Dichters mit einer schauerlichen Kraft des Nachempfindens bis in die feinsten Verästelungen nach und gab eine Seelenzustandsmalerei, wie sie erst wieder ein halbes Jahr-hundert später die Jungdeutschen zu entwerfen wagten.

Während er zum zweiten Male in Straßburg saß und bald von diesem, bald von jenem seiner Gefährten hörte, der der Polizei in die Hände geraten sei, blieb er seinen alten Anschauungen treu. „Das Verhältnis zwischen Armen und Reichen“, er-klärt er, „ist das einzige revolutionäre Element in der Welt!“, aber leidvoll hatte auch er am eigenen Leibe erfahren, „daß jeder, der im Augenblick sich aufopfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt“. Doch die Hände in den Schoß zu legen, erlaubte sein rasch dahinstürmendes Blut nicht. Als er sich 1836 an einem Preisauschreiben der Buchhandlung Cotta mit der Komödie „Leonie und Lena“ beteiligte, kam nicht nur ein so über-mütiges und leichtbeschwingtes Lustspiel zustande, wie es ihrer wenige in deutscher Sprache gibt, sondern auch eine so böse Satire auf die deutschen Potentaten, wie ihrer noch weniger existierten. Auch in dem Trauerspielfragment „Bozzel“, das einen armen Teufel von Soldaten zeigte, der über der Untreue seines Weibes mit zwingender Notwendigkeit zum Mörder wurde, häumte sich Büchners revolutionäres Temperament auf, wie auch sein soziales Mitgefühl mit den Geschundenen und Getretenen. „Ja glaub, wenn wir in den Himmel lämen,“ ließ der Dichter den armen Burischen von Titelhelden reden, „so müßten wir donnern helfen.“ Und an anderer Stelle sagt derselbe Bozzel: „Ja, Herr Hauptmann, die Tugend — ich hab's noch nicht so aus. Sehn Sie, wir gemeine Leut' — das hat keine Tugend; es kommt einem nur so die Natur. Aber wenn ich ein Herr wär' und hätt' einen Gut und eine Uhr und ein Augenlas und könnt' vornehm reden, ich wollt' schon tugendhaft sein. Es muß was Schönes sein um die Tugend, Herr Hauptmann, aber ich bin ein armer Kerl.“

Zwischen hatte Büchner seine medizinischen Studien beendet.

erhielt von der Züricher Universität für seine Abhandlung über das Nervensystem der Fische das Doktordiplom und ließ sich an der gleichen Hochschule Ende 1836 als Privatdozent nieder. Es gestel ihm wohl in der Schweiz: „Die Strafen,“ schrieb er nach Hause, „laufen hier nicht voll Soldaten, Accessisten und faulen Staats-dienern, man riskiert nicht, von einer adligen Kutsche überfahren zu werden; dafür eine einfache, gute, rein republikanische Regierung, die sich durch eine Vermögenssteuer erhält, die man bei uns überall als den Gipfel der Anarchie ausüben würde. . .“ Aber während er eifrig arbeitete, am Tage mit dem Stalpell, die Nacht über seinen Büchern, und während er sich nach seiner geliebten Braut sehnte, packte ihn plötzlich ein Nervenfieber und würgte ihn in wenigen Tagen ab. In seinen Delirien redete er unaufhörlich über die französische Revolution, am 19. Februar 1837, wie Büchners Geburtstag ein Sonntag, nachmittags 4 Uhr erlosch die Flamme.

Mögen sich die Literaturgeschichte über den Platz streiten, den sie dem Dichter Büchner zwischen dem Sturm und Drang des achtzehnten Jahrhunderts antweisen wollen, den Revolutio-när Büchner trägt die deutsche Arbeiterklasse in ihrem Herzen. Nicht daß er mit seiner Betrachtung der Dinge mit dem modernen Sozialismus Verwandtschaft aufwiese, denn er ging nicht von der Wirtschaftsordnung als der Grundlage aller Zustände und der Quelle alles Leids aus, aber als erster sah er unter den Deutschen in der Revolution eine Magenfrage, als erster betonte er immer wieder — noch vor Beilung! — die revolutionäre Bedeutung der proletari-schen Massen, und mit roten Lettern steht über seinem kurzen Lebenswerk die Lösung: „Im Anfang war die Tat!“

Hermann Wendel.

Explosionen im Kohlenbergwerk.

Die Staubexplosionen in den Kohlenbergwerken werden am meisten gefürchtet, und geben auch am häufigsten zu Unglücksfällen Anlaß. Sie steigern die Gefahr von schlagenden Wetter in beträchtlichem Grade. Kohlenbergwerke ganz ohne Staub gibt es überhaupt nicht, während der Eintritt von schlagenden Wettern trotzdem an vielen Gruben als ausgeschlossen gelten darf. Die Menge und Art der Staubentwicklung ist je nach der Beschaffenheit der Kohle sehr verschieden, aber Maßregeln zu seiner Be-lämpfung sind überall notwendig. Die Schäden an Menschen-leben und im Betrieb, die durch Kohlenstaubexplosionen allein veranlaßt werden, pflegen nicht so umfangreich zu sein wie bei der Mitwirkung schlagender Wetter. Die gewöhn-liche Säugmaßregel gegen den Kohlenstaub besteht in der einfachen Vesprenung mit gewöhnlichem Wasser, wodurch der Staub gebunden und am Boden festgehalten werden soll. Die bedauerliche Tatsache, daß trotz aller Vorsicht in diesem Punkt die Wiederholung von Katastrophen nicht verhindert worden ist, hat den Beweis geliefert, daß das Verfahren nicht genügt.

Es ist gar nicht zu vermeiden, daß der Kohlenstaub sich auf allen Flächen niederfällt, nicht nur auf dem Boden, sondern auch an den Seiten der Galerien und auf den Trägern des Daches. Ist nun irgendwo eine Explosion erfolgt, so eilt die Luftwelle durch die Gänge, und zwar selbstverständlich mit größerer Geschwindigkeit, als sich das Feuer an sich verbreiten könnte, falls ein solches überhaupt ent-standen ist. Durch diese Luftwelle wird aller Staub, der einiger-maßen locker umherliegt, in die Luft gewirbelt und bleibt wenigstens mit den feinsten Teilchen in dieser als eine Wolke solange schweben, bis die Flamme heranlörnt, und auf diese Weise eine viel schnellere Fortpflanzung findet. Das ist die eigentliche große Gefahr.

Gelänge es, den Staub dauernd naß zu halten, so würde das genügen. Sobald er aber wieder trocken wird, nimmt er seinen früheren pulverigen Zustand wieder an, und die Gefahr erneuert sich in vollem Grade. Neuerdings war zur Bindung des Staubes die Benetzung von Chloralkalium vorgeschlagen worden, die aber den Nachteil hat, eine äußerst unangenehme, klebrige Masse zu erzeugen. Es ist auch versucht worden, den Kohlen-staub mit Seifenstaub zu vermischen, da dieser eine dämpfende Wirkung auf eine Flamme ausübt. Einen neuen Weg hat Professor Thornton gezeigt, der nach einem Unfall in einer Kohlengrube in Newcastlle umfangreiche Beobachtungen und Versuche angestellt hatte. Er ist unter Berücksichtigung aller früheren Er-fahrungen zu dem Schluß gelangt, daß die Bindung des Kohlen-staubs am besten durch Seifenwasser geschehen kann. Die Fachleute haben diesem Vorschlag wegen seiner Einfachheit zunächst kein Vertrauen entgegengebracht, sind aber durch genauere Prüfungen von seinem Wert überzeugt worden. Nach den Versuchen, die Professor Thornton im Labora-torium ausgeführt hat, hängt die ganze Frage der Befestigung des Staubes mit der Oberflächenspannung der benutzten Flüssigkeit zu-sammen. Wenn Wasser ist diese zu gering, und es führt daher zu keiner vollständigen Befestigung, wenn es nicht in sehr großen Mengen angewandt wird. Die Seifenlösung dagegen durch-bringt die ganze Staubmasse und verwandelt sie in einen Schlamm. Der Unterschied ist derart, daß von reinem Wasser das zehnfache Gewicht des Staubes gebraucht werden muß, um einen Erfolg zu erzielen, während von Seifenwasser eine viel ge-ringere Menge zu einem zuverlässigen Ergebnis führt. Die Hauptsache aber ist, daß auch nach dem Trocknen der Feuchtigkeit der mit Seifen-lösung behandelte Staub nicht wieder in die lose Pulverform übergeht.